

*Von Laila El Omari sind bereits
folgende Titel erschienen:*

Der Duft der Muskatblüte

Der Purpurhimmel

Der Orchideenpalast

Tage des Monsuns

Der Duft von Sandelholz

Die Englische Erbin

Über die Autorin:

Laila El Omari, geboren in Münster als Kind eines palästinensischen Vaters und einer deutschen Mutter, studierte Orientalistik, Germanistik und Politikwissenschaften in Münster und Bonn. Die Autorin lebt heute mit ihrem Mann und ihren Töchtern in Bonn.

Laila El Omari

Die Farbe der
Pfefferblüte

ROMAN



KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach
ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels
»Die Farbe der Pfefferblüte« an: frauen@droemer-knaur.de



Originalausgabe Oktober 2015
Knaur Taschenbuch

© 2015 für die Originalausgabe bei Knaur Taschenbuch.
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Antje Nissen

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Trevillion Images/Lee Avison Photography;
Gettyimages/José Eduardo Nucci, Kris Ramos, Deb Perry,
amanda vivan, Kadir Barcin

Karte Olinda: Computerkartographie Carrle
Satz: Wilhelm Vornehm, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-50680-6

3 5 6 4 2

Olinda im 17. Jahrhundert



BUCH I



1625-1627

I

Olinda, Mai 1625

Aufhören!« Catarina lief über das taufeuchte Gras, das Kleid höher gerafft, als es der Anstand erlaubte. Über Marcos' Schreie hinweg vermochte sie kaum, sich Gehör zu verschaffen. Der *Feitor*, Rodrigo Coentrão, hob indes die Peitsche zum nächsten Hieb, kam jedoch nicht mehr zum Schlag, als Catarina sich zwischen ihn und den geschundenen Rücken des siebzehnjährigen Jungen stellte. Senhor Coentrão ließ die Peitsche sinken, verengte die Augen leicht, indes die umstehenden Sklaven leise raunten. »Dona Catarina?« Die höfliche Anrede kam ihm nur schwer über die Lippen.

Catarina hörte ein leises Schluchzen und blickte zu Elisa hinüber, der älteren Schwester Marcos', die ihre zarten Hände um den Bauch gelegt hatte, jene nicht mehr zu übersehende Wölbung, die sie Rodrigo Coentrão verdankte und die, daran zweifelte Catarina keinen Augenblick, der Grund für die Bestrafung ihres Bruders war.

»Dom Alvaro«, setzte der *Feitor* an, »hat angeordnet ...«

»Mein Onkel ist nicht hier«, fiel Catarina ihm ins Wort.

»Und ich sage, dass jetzt Schluss ist. Bindet ihn los.«

»Bei allem Respekt, Dona, aber ich ...«

»Senhor Coentrão.« Catarina breitete die Arme aus. »Wollt Ihr meinem Onkel nun endlich einen Grund geben, Euch von der Plantage zu jagen, so wie Dona Lea und ich es ihm seit Eurem ersten Tag hier raten?«

Der *Feitor* lief rot an, und seine Kiefer mahlten, dann winkte er einen Sklaven herbei. »Binde ihn los und schaff ihn fort.«

Kaum war dies geschehen, eilte Elisa zu ihrem Bruder, fing ihn auf, ehe er zu Boden sank.

»Du nicht!«, bellte Rodrigo Coentrão. »Zurück an die Arbeit.«

Elisa zögerte, dann richtete sie sich auf und eilte ins Haus, den Kopf gesenkt, als schäme sie sich dafür, dem *Feitor* zu gehorchen und ihren Bruder halb bewusstlos im Sand liegen zu lassen, die Haut um ihretwillen vom Rücken gepeitscht.

Rodrigo Coentrão stieß Marcos mit der Stiefelspitze an, was dem Jungen nur ein Stöhnen entlockte, dann wandte er sich an Catarina. »Zehn Hiebe fehlen noch, Dona. Ich hoffe, Euer Onkel verpasst sie Euch – ich an seiner Stelle wäre nur zu versucht.«

Catarina lächelte kühl. »In der Tat?«

Er kam näher, nun ebenfalls ein Lächeln in den Mundwinkeln. »Ihr spielt hier die Hausherrin, und doch seid Ihr kaum mehr als die Folge eines gut gehüteten Geheimnisses Eures Vaters«, sagte er nur für sie hörbar.

Die vernichtenden Worte, die sie ihm für diese Dreistigkeit entgegenschleudern wollte, erstarben ihr ungesagt auf der Zunge.

»Man sollte ihm mit seiner eigenen Peitsche die Seele aus dem Leib prügeln«, fauchte Catarina und lief aufgebracht im Gesellschaftszimmer auf und ab.

Ihre Großtante Lea betrachtete sie mit einem nachsichtigen Lächeln. »Was hast du erwartet? Du kennst ihn.« Ihr Lächeln schwand. »Und du weißt, dass hier andere Zeiten angebrochen sind, seit mein Paulinho verstorben ist.«

Großonkel Paulinho. Selbst in hohem Alter hatte der ehemalige Verwalter der Plantage *Villa da Silveira* derartige Grausamkeiten zu verhindern gewusst.

»Hätte«, fuhr Dona Lea fort, »mein Bruder André das Haupterbe der da Silveiras angetreten, gäbe es vermutlich gar keine Sklaven mehr im Besitz seines Familienzweigs.«

André da Silveira war jedoch mit sechsundzwanzig auf See verschollen, und so hatte Dom Miguel, Catarinas Großvater, alles geerbt. Obwohl der Verlust schon mehrere Jahrzehnte zurücklag, färbte immer noch eine leise Wehmut Dona Leas Stimme. Sie hatte ihren Bruder geliebt. Und nach dem, was sie von ihm erzählte, konnte sich Catarina gut vorstellen, dass sie mit ihm wesentlich besser ausgekommen wäre als mit ihrem Großvater, der mit eiserner Hand über die *Casa da Monteiro* geherrscht und ihr das Leben recht schwergemacht hatte. Mit Großtante Sofia, die bereits mit fünfzehn den Schleier genommen hatte und seither im Kloster lebte, konnte Catarina nicht viel anfangen. Und als Ausgeburd des sündhaften Lebens ihres Nefen Ramón hielt Dona Sofia es mit Catarina ähnlich.

Großtante Lea hingegen war hinreißend, und Catarina hatte sie auf Anhieb liebgewonnen, als sie mit sechzehn Jahren in Olinda angekommen war, wohin ihr Vater Dom

Ramón sie geschickt hatte, weil sie sich mit seiner Ehefrau Dona Ester nicht verstand. Catarina war nicht unglücklich darüber gewesen, die *Casa da Monteiro* verlassen zu müssen, denn selbst nach dem Tod ihres strengen Großvaters war es daheim nur schwer erträglich gewesen. Zwar kam sie mit ihrem Vater gut aus, aber seine Ehefrau war ihr gegenüber unausstehlich, und als sie ihr erstes Kind erwartete, hatte sie darauf bestanden, dass Catarina fortmusste. Olinda, das hatte verführerisch geklungen. *Ó linda*, o wie schön. Ja, das war es in der Tat, jene Stadt mit ihren dicht bewachsenen Hügeln, den weißen Häusern in einem Meer aus Palmen, den smaragdfarbenen Zuckerrohrfeldern. Aber es war auch grausam, und Catarina hatte in den drei Jahren, in denen sie hier lebte, mehr Sklaven auf der Plantage sterben sehen, als sie in Lissabon überhaupt Sklaven gekannt hatte.

Sie ließ sich auf einer Bank nieder. »Habt Ihr Euch jemals nach Lissabon zurückgeseht?«, fragte sie.

»Ich war dort nie wirklich zu Hause, wengleich Dona Nolia sich alle Mühe gegeben hat, mich als Tochter der Familie zu behandeln. Im Gegensatz zu dem Benehmen der Frau deines Vaters dir gegenüber. Miguel hatte nie eine gute Hand bei Frauen, weder bei seiner eigenen noch bei jenen, die er deinem Vater und deinem Onkel aufgedrängt hat.«

»Euer Vater hat sich zu nichts zwingen lassen, nicht wahr?« Dom Alessandro. Der erste Kommandant einer Indienflotte in der Familie. Zu den Geschichten, die man sich über ihren Urgroßvater erzählte, von seinen Kindern von verschiedenen Frauen, die alle bei ihm lebten, und dem Kampf um die Ehe mit seiner großen Liebe passte kein Zwang.

»Auch er«, entgegnete Dona Lea jedoch, »musste sich den Pflichten beugen, meine Liebe. Und seine erste Frau hat mich ebenfalls nicht ausstehen können. Aber das mag auch daran gelegen haben, dass sie selbst so verzweifelt versucht hat, ein Kind zu bekommen, und mein Vater ihr mit den Kindern anderer Frauen praktisch vor Augen geführt hat, dass das Versagen allein ihr anzulasten war.«

»Wie war Euer Vater?«, fragte Catarina.

Dona Lea hielt den Blick zum Fenster gerichtet, sah einen jungen, hochgewachsenen Reiter auf den Hof galoppieren und lächelte spöttisch. »Er war ein wenig wie dein Onkel.«

Álvaro da Silveira warf die Zügel seines Pferdes dem Stallburschen in die Hände und betrat das Haus. In der Halle ließ er seinen Umhang achtlos zu Boden fallen, woraufhin ein zehnjähriges Sklavenmädchen sich beeilte, ihn aufzuheben.

»Erspar mir, es mir ein weiteres Mal anzuhören«, sagte er, als Catarina in die Halle geeilt kam. »Senhor Coentrão hat mich bereits an der Wegbiegung abgefangen und mir alles erzählt.«

»Aber aus meiner Sicht ...«

»Stellt es sich anders dar, wie jedes Mal.« Dom Álvaro ging in den angrenzenden Raum und nahm das Frühstück genauer in Augenschein. »Warum ist das Brot so dunkel?«, wandte er sich an eine Haussklavin.

»Onkel Álvaro, ich ...«

Er gebot Catarina mit einer Handbewegung zu schweigen, damit die Sklavin reden konnte.

»Joana hat es zu lange im Ofen gelassen, Dom Álvaro.«

»Tatsächlich?« Er schien etwas sagen zu wollen, bemerkte dann jedoch Catarinas kämpferische Haltung und verdrehte die Augen. »Beim nächsten Mal gibt es fünf Hiebe mit der Peitsche. Sie soll achtsamer mit dem Essen umgehen, sag ihr das.«

»Ja, Herr.« Die Sklavin verließ den Raum.

Álvaro da Silveira sah seine Nichte an und hob die Brauen.

»Was denn? Ich habe sie nicht bestrafen lassen. Nicht, weil sie es nicht verdient hätte, wohlgemerkt, sondern weil mir deine Tiraden am frühen Morgen lästig sind. Aber sei's drum.« Er griff nach einem der kleinen, dunklen Brotlaibe.

»Senhor Coentrão hat mich einen Bastard genannt.«

Ihr Onkel hielt inne. »*Das* hat er gesagt?«

»Nun, nicht mit diesen Worten, aber ...«

»Senhor!« Die hektische Stimme von Dom Álváros Ehefrau, Dona Mécia, ertönte, gefolgt von eiligen Schritten, in der Halle.

Catarinas Onkel murmelte etwas vor sich hin, das wenig schmeichelhaft war für Catarina, Mécia und die Frauen allgemein.

»Was gibt es?«, fragte er kühl.

Mécia trug ihren Sohn im Arm, den dreijährigen Fernão.

»Ich glaube, er ist krank.«

»Dann ruf den *Médico*.«

Unsicher blickte Dona Mécia zwischen ihm und seiner Nichte hin und her. Mit einem Seufzen nahm Catarina ihr den Kleinen aus den Armen, und ihre Tante schien erleichtert, die Bürde abgeben zu können. Dona Mécia mochte einiges sein, eine Hausherrin jedoch ganz bestimmt nicht.

»So«, sagte Dom Álvaro zu seiner Ehefrau, als habe er ein lästiges Kind vor sich. »Und nun gehst du zurück in dein Zimmer, legst dich zu Bett und kümmerst dich um deine Kopfschmerzen. Ich nehme doch an, sie plagen dich auch heute wieder?«

Mécia nickte, und prompt stiegen ihr die Tränen in die Augen. »Ja, ich denke, es ist wohl das Beste, ein wenig zu ruhen.« Sie wandte sich ab und verließ den Raum.

Catarina berührte mit den Lippen die Stirn ihres Veters, die in der Tat ein wenig warm war, wenngleich nicht besorgniserregend. Sie verlagerte sein Gewicht auf ihrem Arm und ging mit einem gespielten Ächzen leicht in die Knie, was Fernão ein Kichern entlockte. Seine Mutter scherzte nie mit ihm. Was hatte ihre Großtante Lea noch über ihren Großvater Dom Miguel gesagt? Keine glückliche Hand bei Frauen. Anders war es nicht zu erklären, dass er dieses blutarme Geschöpf ausgerechnet mit Álvaro da Silveira verheiratet hatte.

»Ist er wirklich krank?«, fragte Dom Álvaro.

»Er fiebert leicht.«

Dom Álvaro berührte mit den Fingerrücken seiner rechten Hand die Wange des Kleinen, dann nickte er. »Schick jemanden zu Senhor Ferreira, er soll sich das ansehen.«

Er wirkte zwar nicht übermäßig besorgt, nahm die Angelegenheit jedoch auch nicht auf die leichte Schulter, schließlich war der Dreijährige sein einziges Kind. Und wenn Dona Mécias seit der Geburt des Kindes andauernde Kopfschmerzen anhielten, war wohl auch in absehbarer Zeit kein weiteres zu erwarten.

»Was Marcos angeht«, fuhr er fort, »mag ihm das dieses

Mal Strafe genug sein, aber er soll sich künftig in Acht nehmen.«

»Wenn Ihr Senhor Coentrão verbieten würdet, sich an Elisa zu vergreifen, wäre er sicher umgänglicher.«

»Es steht Marcos nicht zu, Forderungen zu stellen, das weiß er. Und was Elisa angeht, tut Senhor Coentrão nichts, was andere *Feitores* nicht auch tun würden. Allerdings werde ich in der Tat mit ihm reden, ehe er fortfährt, die Plantage mit seinen Bastarden zu besiedeln.« Er blickte zur Tür, durch die eine hübsche Mulattin trat, deren Haut die Farbe von dunkler Bronze hatte und die ihr Haar in dicken Flechten um den Kopf gesteckt trug. »Letícia, sorgst du bitte dafür, dass ich künftig in diesem Haus etwas Anständiges zu essen bekomme? An dem Brot beißt man sich die Zähne aus.«

Der Blick der Angesprochenen glitt flüchtig über den reich gedeckten Tisch, dann nickte sie. »Natürlich, Herr.«

Seufzend ging Catarina mit Fernão auf dem Arm zurück in die Halle, schickte einen Sklaven zum Haus des *Médico* und machte sich auf die Suche nach der *Mucama*, dem Kindermädchen des Kleinen.

Letícia sorgte dafür, dass das Brot zurück in die Küche gebracht wurde, wo eine Sklavin es zerrieb, um mit Milch einen Brei für die Kinder anzurühren, die so etwas Gutes selten bekamen. Sie spürte die Blicke der anderen Sklaven, wusste, dass sie über sie sprachen, dass sie dem, was sie ihnen auftrug, nur widerwillig nachkamen. Immerhin war sie ebenfalls nur eine Haussklavin. Aber sie war Dom Álvaro's Geliebte, und mochten auch gelegentlich andere Skla-

vinnen sein Bett teilen – er konnte nur selten widerstehen, wenn eine hübsche Frau Einzug in sein Haus hielt –, so war sie es, die sich seit Jahren beständig an seiner Seite hielt. Und sie wiederum gab Acht auf ihre Schönheit und sorgte dafür, dass sie nicht von ihm empfing.

Vielleicht hätte sie Elisa ebenfalls in das Geheimnis einweihen sollen. Die dumme Gans war sich nicht im Geringsten bewusst, welche Macht sie über Rodrigo Coentrão hatte, der Elisa gänzlich verfallen war. Er war jung, und die Brutalität, die sein Gesicht – das andernfalls durchaus ansehnlich gewesen wäre – prägte, hatte etwas Abstoßendes. Aber dennoch. Wäre sie ein wenig zugänglicher, wäre er Wachs in ihren Händen, und Marcos müsste sich nicht die Haut vom Rücken peitschen lassen, um seine Schwester davor zu bewahren, wieder und wieder mit Gewalt genommen zu werden. Er müsste sich nicht närrisch aufführen und Dom Álvaro vor Besuchern herausfordern, indem er ins Gesellschaftszimmer kam, Porzellan zerschlug und die Rettung der Unschuld seiner Schwester forderte – als ob es da noch etwas zu retten gäbe. Dass er dafür am nächsten Tag mit bloßem Rücken am Pranger stehen würde, hätte ihm klar sein müssen.

Sinhazinha Catarina war klug. Ganz selbstverständlich übernahm sie von Jahr zu Jahr mehr Pflichten der Hausherrin, und man vermisste Dona Mécia inzwischen nicht einmal mehr. Dom Álvaro hatte Leticia erzählt, er habe bei Feierlichkeiten lieber seine in blühender Jugend stehende Nichte an seiner Seite als seine kränkelnde Ehefrau. Dabei legte *Sinhazinha* Catarina es nicht einmal darauf an, sie sah die Dinge eben und wusste, was zu tun war.

Und Letícia wusste es ebenfalls, hatte es schon damals gewusst, als Dom Álvaro keinen Zweifel daran gelassen hatte, worauf das Leben in seinem Haus für sie hinauslief. Er war nicht der Erste, das waren die beiden Söhne ihres vorherigen Herrn gewesen. Während der Ältere, der ihr mit vierzehn die Unschuld genommen hatte, sich wenigstens um Behutsamkeit bemüht hatte, war der andere stets ungeduldig gewesen, gleich, ob es schmerzte oder nicht. Beiden war jedoch gemein, dass sie, Letícia, nicht mehr für sie gewesen war als ein Gefäß, in dem sie sich erleichterten. Wie ein Abort. Sie hatte demnach keine Angst davor gehabt, Dom Álvaros Bett zu teilen, sie hatte nur gehofft, dass es nicht wieder so weh tun würde.

Aber es hatte nicht weh getan, es tat nie weh. Nach fünf Jahren in den Händen der Dominguez-Brüder war Dom Álvaro der erste Mann, der ihr gezeigt hatte, dass es nicht unangenehm sein musste. Gelegentlich gefiel es ihr sogar, aber bis dahin war es ein langer Weg gewesen, und meist tat sie nur so, als ob sie es mochte. Sollten die anderen Sklavinnen über sie reden, das war ihr gleich. Es gab nicht viel, worüber eine Sklavin entscheiden konnte, erst recht nicht, was ihr Leben anging. Und da sie nun einmal war, was sie war, wäre es da nicht dumm gewesen, nicht nach dem Besten zu greifen, das sich ihr bot mit all seinen Vorzügen?

Letícia nahm ein Tablett und ging hinauf ins Zimmer von Dona Mécia, die nach einem Kräuteraufguss gegen ihre Kopfschmerzen verlangt hatte. Als sie das düstere Zimmer betrat, schlug ihr dumpfe, säuerlich riechende Luft entgegen, und sie krauste die Nase. War es ein Wunder, dass Dom Álvaro das Bett seiner Ehefrau mied? Und doch

würde er es irgendwann wieder aufsuchen müssen, denn er brauchte mehr als ein Kind. Andere Ehefrauen taten alles, um ihre Männer an sich zu binden und sie ihre Geliebten vergessen zu lassen. Léticia stellte das Tablett auf einem kleinen Tisch neben dem Bett ab und sah auf das bleiche Gesicht ihrer Herrin, die bebenden Lider, die farblosen Lippen. Von dieser Frau drohte ihr wahrhaftig keine Gefahr.

London, Mai 1625

Verborgen in den Schatten der St.-Paul's-Cathedral atmete Jeremy Glanville flüchtige Küsse auf die Lippen seiner Verlobten und ließ die Finger in ihr silberblondes Haar gleiten, woraufhin sie sich von ihm löste.

»Benimm dich«, sagte sie.

Jeremy jedoch dachte gar nicht daran und umschlang sie wieder. »Nun komm schon, Tereza, bald bin ich für viele Monate fort. Eine kleine Wegzehrung wirst du mir nicht verweigern, ja?«

Sie lachte und entwand sich ihm erneut, trat spielerisch einige Schritte von ihm fort, um sich dann hernach einfangen zu lassen. Nur mehr halbherzig fielen ihre Versuche nun aus, sich von ihm zu befreien, offensichtlich allein dem Zweck dienend, dass er sie umso fester umschlang. Und schließlich erlaubte sie ihm, sie zu küssen.

»Miss Channing!«

Hastig befreite Tereza sich von ihm und schenkte ihrer Amme, deren Ausmaße ihrer Stimmgewalt in nichts nach-

standen, ein entschuldigendes Lächeln. »Bist du schon fertig mit deinen Besorgungen, Dora?«

»Ja, und keinen Augenblick zu früh, wie mir scheint.« Ein vernichtender Blick aus runden Augen traf Jeremy. »Ihr seid ein schlimmer Mensch, Mr. Glanville. Mit einem wie Euch sollte man kein Mädchen allein lassen, ehe Ihr ihm nicht vor Gott die Treue gelobt habt.«

Jeremy lächelte entwaffnend, was Dora ein wenig milder zu stimmen schien, dennoch schob sie sich wie ein Bollwerk zwischen ihn und seine Verlobte und machte es ihnen bis zum Haus der Channings unmöglich, noch ein weiteres privates Wort zu wechseln.

»Morgen geht es los?«, begrüßte ihn Mr. Channing, als Jeremy mit Tereza die Halle betrat.

»Ja, wir laufen in aller Frühe aus.« Es war Jeremys erstes Kommando über ein Schiff, und er konnte einen gewissen Stolz in seiner Stimme nicht verbergen.

»Dann hoffe ich, dass Ihr Euch die Zeit nehmt, viel von der Welt zu sehen, mein Junge.«

»Wie könnt Ihr ihn auch noch ermutigen, Vater?«, stieß Tereza schmollend hervor. »Er wird auch so lange genug weg sein.«

Mr. Channing lachte nachsichtig. »Das ist das Leben in einer Händler- und Reederfamilie, mein Herz. Man muss fremde Länder gesehen haben und Erfahrungen sammeln.«

»Ach, wenn ich nur mitkönnte.«

»Du wirst dich auf die großartige Aufgabe vorbereiten, das Haus zu verwalten und eine neue Generation aufzuziehen«, sagte ihr Vater mit echter Begeisterung.

Jeremy bemerkte, wie die Röte Tereza vom Hals in die Wan-

gen hochstieg, und er lächelte sie aufmunternd an. *Wenn wir erst verheiratet sind, mein Herz*, versprach er stumm.

Mr. Channing war Gewürzhändler, ebenso wie die Glanvilles, und die Verbindung zwischen ihren Familien galt als wahrer Glücksgriff. Jeremy hatte Tereza kennengelernt, als diese ihren Vater mit sechzehn Jahren das erste Mal zum Haus der Glanvilles begleitet hatte, und er hatte sich, in seinem neunzehnten Lebensjahr stehend, vom ersten Augenblick an in sie verliebt. Aber erst jetzt, drei Jahre später, waren sie offiziell verlobt. Ihr Vater hatte nichts überstürzen wollen, Jeremy sollte sich bewähren. Nur Spross einer reichen Familie zu sein genügte ihm nicht.

Nun trat Jeremy zu Tereza und ergriff ihre Hände. »Ich werde dir schreiben, wann immer es mir möglich ist«, versprach er. Sie nickte tapfer, aber in ihren Augen schimmerten es bereits verdächtig. Jeremy sah ihren Vater an. »Mr. Channing, ich wünsche Euch alles Gute.«

Zwar bedauerte er es, seine Verlobte nun für mindestens zwei Jahre nicht sehen zu können, nichtsdestotrotz war Jeremy froh, als er wieder auf der Straße stand. Lange Abschiedsmomente lagen ihm nicht, und er konnte nicht leugnen, dass er sich auf die Reise freute.

»Na, alles hinter dich gebracht?«, fragte sein älterer Bruder Dominic, als Jeremy das Speisezimmer des Glanville-Hauses betrat, wo die Familie beim späten Frühstück saß.

Jeremy nickte nur und brach ein Stück weißes Brot ab, das er aß, ohne sich zu setzen. Sein Großvater, Sebastian Glanville, saß am Kopfende des Tisches. Zu seiner Linken saß Dominic, daneben dessen hochschwängere Ehefrau Elizabeth, die ihr drittes Kind trug, dieses Mal ein Junge, wie alle

nach zwei Mädchen hofften, auch wenn Dominic immer wieder beteuerte, dass er seine Töchter hinreißend fand. Aber er war der Haupterbe der Glanvilles, das brachte Erwartungen mit sich.

Jeremy beobachtete einen vereinzelt Lichtstrahl, der sich, durch das Wolkengrau kämpfend, in den Raum tastete. Einen kurzen Moment lang schimmerte eine goldene Linie auf dem Holzboden, ehe sie wieder von den Schatten verschluckt wurde.

Wie ein Wirbelwind stürmte Jeremys Schwester Anna in das Speisezimmer, völlig außer Atem, und ließ sich in den Stuhl gegenüber von Dominic fallen. »Verzeihung, Großvater«, sagte sie.

Während Sebastian Glanville eine Braue hob, sah Dominic sie nachsichtig tadelnd an. Unauffällig zupfte Jeremy ihr einen Strohalm aus den Haaren, und Anna drehte sich zu ihm um, errötete leicht und schenkte ihm dann ein dankbares Lächeln, als er den Halm beiläufig zu Boden fallen ließ. Jeremy lächelte zurück, sah sie aber auf eine Art an, die unmissverständlich war. *Darüber reden wir noch.*

Oliver Calbot schien einen morgendlichen Besuch gut genutzt zu haben. Ehe er abreiste, würde er sich den Kerl auf jeden Fall noch einmal vornehmen müssen. Heimliche Mondspaziergänge im Garten waren eine Sache, sich im Heu herumzuwälzen eine gänzlich andere.

Als die Morgenmahlzeit beendet war und alle den Raum verließen, wandte Anna sich an ihn, kam jedem Vorwurf zuvor. »Wir wollen heiraten.«

»Dann erinnere ihn daran, ehe er dich in Schwierigkeiten bringt.«